

Giekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Giekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



Offizierstöchter.

Roman von Paul Grabein.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

In dieser Vereinsamung voll tiefster Bitterkeit flog Gerda zum erstenmal ein Heimweh an. Nach Ellerstedt, nach dem Elternhause, aus dessen Enge sie einst geflohen war. Sie war seit ihrer Verheiratung nie wieder zu Hause gewesen.

So schrieb sie denn eines Tages an die Mutter, stellte ihren Besuch in Aussicht und fragte an — nur mehr der Form wegen — ob sie gerade auch jetzt recht käme.

Die Antwort Frau von Hennings ließ einige Tage auf sich warten, dann kam sie endlich und brachte eine Ablehnung. Natürlich in freundlicher Form und anscheinend auch motiviert. Tante Albertine werde gerade erwartet, das Fremdenzimmer sei also leider nicht frei, und überhaupt — man hätte auch mehr voneinander, wenn man allein sei, ganz unter sich. Ob sie daher ihren Besuch nicht lieber verschoben möchte?

Gerda lachte bitter auf, als sie den Brief las. Das Fremdenzimmer! Dies eine Wort fiel ihr immer wieder ins Auge. Als wäre es die Signatur des ganzen Briefes. Gewiß war es der Mutter beim Schreiben nur so in die Feder geglitten, ganz gedankenlos. Sie nannten ja auch das Logierzimmer bei sich zu Hause oft so. Aber dennoch war es Gerda, als habe das Wort für sie eine tiefere Bedeutung.

Und noch ganz unter dem ersten Eindruck dieses schmerzlichen bitteren Empfindens schrieb sie nach Hause:

„Es hätte sich ja wohl schließlich ein Plätzchen auch in meinem alten Mädchenstübchen oder bei Edith finden lassen, oder kommt denn für mich eben nur noch das „Fremdenzimmer“ in Betracht? Wenn Ihr etwas gegen mich habt, wenn Ihr mich zu Hause nicht sehen wollt, so laßt es mich doch wenigstens offen wissen!“

Diesmal kam die Antwort umgehend, und zwar trug der Brief die Schriftzüge des Oberstleutnants. Der Vater schrieb ihr persönlich folgendes:

„Liebe Tochter!

Der Ton Deines Briefes an uns war zwar nicht ganz der richtige, aber dennoch will ich Dir antworten.

Selbstverständlich hat es der Mutter fern gelegen, Dich etwa kränken zu wollen mit der von Dir gerügten Bemerkung. Deine Mutter gerade hätte Dich vielmehr von Herzen gern hier gehabt, schon jetzt; wenn Dir ein Aufschub nahegelegt wurde, so geschah es vielmehr auf meine Veranlassung.

Wie Du gehört hast, trifft Tante Albertine dieser Tage hier ein, und Du kennst ja selber gut genug die Ansichten meiner Schwester. Ich wollte es in erster Linie Dir ersparen, vielleicht Bemerkungen über Deinen Mann mitanzuhören zu müssen, die Dich als seine Frau verletzen müssen.

Wie ich selber darüber denke, davon habe ich bisher geschwiegen. Aber da Du nun die Wahrheit von uns forderst, liebe Gerda, so will ich Dir nicht verhehlen, daß auch mich die Handlungsweise Deines Mannes heftig erregt hat. Er durfte sich niemals so weit vergessen, daß es nun dahin mit ihm kommen konnte. Dafür ist man eben ein Mann und hat die Folgen seiner Handlungsweise vorher zu erwägen.

Ich will hier nicht von uns sprechen, obwohl Du Dir ja selber wirst sagen können, daß wir alle schwer unter diesen Dingen zu leiden haben, die ja leider in aller Leute Mund sind. Und Du kennst ja zur Genüge die Anschauungen in unseren Kreisen. An Dich denke ich, meine arme Tochter. Dein Los ist nicht leicht, und Du wirst anderes erwartet haben. Hättest Du doch auf mein Warnen gehört, als es noch Zeit war! Aber das ist nun zu spät. Es war Dein Wunsch und Wille so, und so mußt Du denn nun auch, meine Tochter, hinnehmen, was kommt. Ich habe das feste Vertrauen zu Dir, daß Du es an Mut und Standhaftigkeit nicht fehlen lassen wirst.

Was nun noch einmal Deinen Brief anfangt, liebe Gerda, so braucht es wohl keiner besonderen Versicherung, daß Du für Deine Person uns jederzeit herzlich willkommen bist. Willst Du schon jetzt kommen, noch während Tante Albertines Anwesenheit, so komm. Aber rechne, wie gesagt, damit, daß Dir voraussichtlich dann peinliche Erörterungen nicht erspart bleiben dürften.

Herzlichst

Dein Vater.“

Gerda saß lange vor dem Briefe. Dann schrieb sie ihre Antwort:

„Lieber Vater,

ich danke Dir herzlichst für Deine Zeilen, aus denen ich noch vieles herauslese, was Du nicht ausspricht — Schmerzliches und Liebes.

Aber Du wirst es verstehen, Vater, daß auch ich darauf schweige. So laß mich Dir denn nur danken für Deine Versicherung, daß ich Euch willkommen wäre. Wenn ich aber trotzdem nicht komme, so hoffe ich, werdet Ihr das auch richtig auffassen. Du selbst, lieber Vater, erinnerst mich ja daran, daß mein Platz neben meinem Manne ist, trotz allem. Bei den Gesinnungen, die Ihr gegen Heinz hegt — ich beklage es tief, verzichte aber auf jeden Versuch, Euch zu anderen Ansichten zu bekehren, als ausichtslos — würde meine Reise zu Euch fast wie eine Feindseligkeit gegen meinen Mann aussehen. Zum mindesten wäre es tattlos. Ich glaube, Ihr stimmt mir daher nur bei, wenn ich unter diesen Umständen nicht zu Euch komme. Obwohl es mir nicht leicht wird. Ich hatte Sehnsucht nach Euch. Und nun lebt wohl, alle daheim!

Eure Gerda.“

So stand Gerda zu ihrem Manne, aber sie hatte keinen Halt mehr an ihm.

In jener Stunde neulich, wo sie sich noch einmal hatte an ihn anklammern wollen mit innerster Seele, da hatte er verlag. Der Glaube an ihn war zerstört.

Mit einem jähen Erschrecken hatte sie in jener dunklen Stunde die große Täuschung ihres Lebens erkannt. Wie hatte doch Walter Knyburg damals von Heinz gesagt: „Er ist ein Blinder, vielleicht sich selber unbewußt. Aber er ist es.“

Und auch dieser Warner hatte recht behalten wie ihr Vater. Verloren der Boden, in dem sie wurzelte, und verloren der Halt an dem Manne, der ihr dafür eine Stütze hätte gewähren sollen. Was war nun noch an ihrem Leben?

Ein Zustand der Gleichgültigkeit war so über Gerda gekommen. Heinz Kessler war sehr zufrieden damit. Er fand das recht bequem und angenehm so. Er konnte gehen und kommen, wie er wollte; es war ihr alles recht. Und er machte ausgiebigen Gebrauch von dieser Freiheit.

Auch in anderer Weise machte sie ihm keine Schwierigkeiten mehr. Sie hatte sogar Einladungen aus jenem alten Freundeskreise von ihm angenommen, gegen den sie sich einst so ablehnend verhalten hatte.

Warum auch sich länger sträuben? Es hatte ja gar keinen Sinn. Sie gehörte doch nicht mehr in jenen anderen Lebenskreis. Aber ihre persönlichen Anschauungen, ihre Grundsätze?

Grundsätze! Gerda dachte es voll Selbstverachtung. War nicht ihr ganzes Leben, ihre ganze Ehe ein einziges großes Verleugnen ihrer Grundsätze? Wozu da noch ankämpfen gegen solche Nebensächlichkeiten!

So sagte sie ja zu allen Vorschlägen ihres Mannes — müde und gleichgültig. Und folgte ihm so auch zu Laruns, die zu einer großen Gesellschaft im Esplanade-Hotel eingeladen hatten.

Gerda kam auch zu diesem Fest mit jener gleichgültigen Stimmung, die nichts erwartet. Aber diese Indifferenz verkehrte sich allmählich in eine innere Auflehnung.

Schon allein die ungewöhnliche Stunde dieser Veranstaltung. Auf zehn Uhr war geladen. Aber die meisten Gäste, und so auch sie mit Heinz, erschienen viel später, da sie als Künstler im Theater zu tun hatten. Gegen Mitternacht etwa setzte man sich erst zu Tisch.

Und dann dieses Mahl! Laruns hatten sich nicht genug tun können. Das war kein erquisites Diner mehr, nein — eine ordinäre Schlemmerei. Eine sinnlose Anhäufung aller Lederbissen der Saison.

Von derselben Geschmacklosigkeit und Ueberladung waren die Toiletten der meisten Damen. Und ein Ueberfluß an Juwelen dazu. Gerda mußte der Gesellschaften zu Hause gedenken, der fast gefuchten Einfachheit der Offiziersdamen in Kleidung und Schmuck. Wenn die hier hätten hineinschauen können!

Aber weit schlimmer als das alles fand Gerda den Ton der Gesellschaft. Sie war gewiß nicht prüde. Sie kannte kein Thema, das, kam einmal der Anlaß dazu, zwischen Mann und Frau nicht hätte angeschlagen werden können. Nur eben mit dem nötigen Ernst, der erst gar kein peinliches Empfinden dabei aufkommen ließ. Hier jedoch? Eine Unterhaltung, die, sobald der Theaterlatsch erschöpft war, eigentlich nur noch auf „Pikanterien“ gestimmt war. Scherze von einer Gewagtheit, und dazu ein wissendes Lächeln in den Augenwinkeln — Gerda schämte sich für die Frauen rings um sie her, die sich das ruhig bieten ließen und bloß ein Lachen darauf hatten, das die Herren nur noch Kühner machte.

Gerdas Miene bekam unter diesen Wahrnehmungen etwas Unnahbares. Die Herren fanden sie so zwar blendend schön, aber furchtbar uninteressant. Eine völlig temperamentlose Frau. Man verstand den guten Kerl, den Kessler, nicht. Immerhin aber erreichte es Gerda auf diese Weise, daß sich keiner so recht herauswagte bei ihr.

So war das Diner glücklich an ihr vorübergegangen. Jetzt wurde in den kleinen Salons der Wokka gereicht. Die Hausfrau hatte sich Gerdas bemächtigt, sie in einen Kreis älterer Damen gezogen. Da atmete sie auf. Hier war sie wenigstens vor jener Art Unterhaltung sicher. Freilich der Gespräch war auch nicht gerade nach ihrem Geschmack: Klatsch, Klatsch — Sommererlebnisse aus Marienbad und Heringsdorf, von Leuten, die jeder hier offenbar kannte, die ihr aber ganz fremd und gleichgültig waren, und zwischen durch immer wieder die Modistin, der Schneider,

Gerdas Auge ging da suchend durch die Räume, nach ihrem Manne. Daß er doch käme und sie hinwegführte!

Endlich entdeckte sie ihn, durch die Gruppen der vor ihr Stehenden hindurch, im Nebensalon. Er stand dort, die Wokkastasse in der Hand, vor einer Dame, die sich sehr grazios aber ziemlich frei auf einem Leddivan niedergelassen hatte. Und sie erkannte jetzt auch diese — die Molnar.

Die Unterhaltung mit der Kollegin schien ihren Mann allmählich immer mehr zu interessieren. Denn er setzte jetzt seine Wokkastasse bei einem Diener ab und zog sich einen Stuhl heran, ziemlich nahe zu der Schauspielerin, und sprach so zu ihr. Ab und zu mit einer lebhaften Bewegung, wie Gerda sie an ihm kannte, wenn er in seinen Unterhaltung animierter wurde.

Heinz Kessler fand in der Tat allmählich Gefallen an der Kollegin. Bisher hatte er sie nur immer auf der Bühne gesehen, bei der Arbeit. Da sieht man sich ja mit anderen Augen, kritisch, als einer vom Fach. Und sonst hatte er sich absichtlich ferngehalten von dem ganzen Kollegenkreise. So auch von ihr. Das war noch so das letzte gewesen, womit er vor sich selber gerechtfertigt bleiben wollte. Daß war er sich so schuldig, der Heinz Kessler. Zwar, er mußte sich vor der Öffentlichkeit zeigen mit den andern da; aber darum blieb er doch, wer er war — hielt sich für sich.

„In splendid isolation!“ hänselten die neuen Kollegen, er wußte es wohl; aber es schmeichelte ihm bloß. Und er blieb bei seiner Zurückhaltung.

So hatte er sich auch der Molnar, wie gefeiert sie auch war, bisher nie genähert. Sie blieb eben für ihn nur die Soubrette mit ihrer leichtgeschürzten Kunst. Ein schides, pikantes Persönchen, der nebenher sehr wahrscheinlich alle Welt zu Fassen lag. Aber er kümmerte sich auch um diese ihre Privatangelegenheiten nicht. Sie war ihm gleichgültig wie alle die anderen. Wohl war er stets freundlich und höflich zu ihr, wie es die Kollegialität erforderte, aber — immer Distanz!

Doch heute, wo sie der Zufall einmal gesellschaftlich zusammenführte, sah er sie mit anderen Augen. Schon rein äußerlich. Sie war eigentlich eine sehr pikante Erscheinung, mit dem süßlich bräunlichen Teint und dem zarten Pfirsichs-kraun über der Haut. Dazu diese Augen, weich wie Samt, aber sprühend vor Blut. Und ihre ganze Art sich zu geben: lustig, wichtig und immer voll Charms — er merkte, wie er förmlich aufwachte. Herrgott, wirklich, als ob er diese ganze letzte Zeit über geschlafen hätte.

Plötzlich neigte er sich zu ihr vor, mitten in ihrem Gepflauder:

„Wissen Sie was, Molnar? Sie gefallen mir viel besser so als auf der Bühne.“

„O jesses, wie gnädig!“ Und sie lachte, aber dann sah sie ihn an, fest und übermütig. „Mir mich zu revanchieren, muß ich Ihnen dann wohl ebenfalls erklären, daß auch Sie mich ganz angenehm enttäuscht haben.“

„Zuwiefern?“

„Weil Sie gar net so a fader Kerl san, als i glaubt hab.“

Jetzt war das Lachen an ihm.

„Jad — ich? Das ist nicht schlecht! Da schein' ich mich ja in der Tat eines hervorragenden Rufs bei meinen verehrten Kollegen zu erfreuen.“

„No — is's vielleicht a Wunder? Wann man den Herrn Kessler zu Gesicht kriegt, schaut er grad so g'starrt und nobel aus als an Erzherzog. Aber schon ganz köstlich vornehm. So quasi: Kinder, bleib's mir nur immer zehn Schritt vom Leib. Daß mir nur ja koaner net zu nah' kommt!“

„So — also den Eindruck mach' ich auf euch?“

Kessler lachte wieder. Nicht ohne eine leise Befriedigung. Dann aber sah er sie an, mit all seiner strahlenden Lebenswürdigkeit.

„Na, da hab' ich freitich allerlei gutzumachen, wenigstens bei Ihnen, Molnar. Jad — nein, die Meinung möcht' ich Ihnen doch etwas benehmen.“

„Alsdann, bit' schön. Ganz ohne Schenkerer! Bin allweil gern bereit, mich eines Besseren belehren zu lassen.“

(Fortsetzung folgt)

Napoleons Abschied von seiner Garde.

(20. April 1814.)

Von Hauptmann a. D. Paul Greven-Düsseldorf.

In der Nacht zum 12. April hat der Kaiser im Schloß Fontainebleau die Abdanlungsurkunde unterzeichnet. Vier Tage später treffen schon die Offiziere der vier Großmächte ein, die ihm das Ehrengeleit bis zum Mittelmeer geben sollen. Hierzu hatte Rußland den General Grafen Schwalow, Oesterreich den General Baron Keller, Preußen den Oberst Graf Truchsch-Waldburg und England den Oberst Campbell ausersenden.

Wie schwer es dem noch vor kurzem allmächtigen Imperator fallen mußte, sich in die bescheidene Rolle eines Fürsten von Elba hinauszufinden, dafür ist sein Benehmen gegen die ihm zum Schutze beigegebenen Vertreter seiner bisherigen Gegner bezeichnend. Schon die erste Begrüßung verlief recht ungemüthlich. Zunächst werden Graf Schwalow, Oberst Campbell und Baron Keller gemeldet. An letzteren wendet sich Napoleon zuerst.

„Warum hat man mir einen preussischen Kommissär geschickt?“

„Eure Majestät haben ja selbst solche von sämtlichen verbündeten Mächten verlangt.“

Der Korse wird heftiger.

„Nun, warum hat man nicht auch einen von Baden und einen von Darmstadt geschickt?“

In diesem Augenblick tritt der Großmarschall, General Bertrand, ein und meldet den preussischen Oberst Graf Truchsch-Waldburg an. Die Verlegenheit und der Unwille des Kaisers erreichen den höchsten Grad. Nach stummer Verbeugung fragt er den Grafen unwirsch:

„Befinden sich auf der Straße, die wir passieren, auch preussische Truppen?“

„Nein, Eure!“

„In diesem Falle können sie sich die Nähe sparen, mich zu begleiten!“

„Es ist mir unendlich, mich des mir gewordenen ehrenvollen Auftrages zu entheben.“

Ein ungnädiger Blick des also Beschiedenen beendigte den für alle Beteiligten peinlichen Auftritt.

Der Kaiser mußte die Abreise trotz Drängens der Geleitoffiziere bis zum 20. April hinauszuschieben. Auch an diesem Tage verfrachtete er allerhand Schwierigkeiten in den Weg zu legen.

Schon von zehn Uhr ab stehen alle Wagen im Schloßhof von Fontainebleau, dem „Cour du cheval-blanc“, fertig bespannt.

Nach Verlauf einer halben Stunde läßt Napoleon den Baron Keller zu sich bitten und macht ihm eine ganz unerwartete Eröffnung.

„Ich habe mich entschlossen, nicht abzureisen, weil die Verbündeten den versprochenen Bedingungen zuwiderhandeln. Daher erachte ich mich auch an meine Thronensagung nicht gebunden. Mehr als tausend Adressen erhielt ich in der vergangenen Nacht, die Bügel der Regierung doch wieder in die Hand zu nehmen. Ich habe den Rechten meiner Krone nur entsagt, um Frankreich die Schreden eines Bürgerkrieges zu ersparen. Nun ist die Unzufriedenheit mit den Maßregeln der neuen Regierung erkant, kann ich meinen Garden die Gründe für die Zurücknahme meiner Abdanlung offen erklären. Ich möchte den sehen, der mir die Herzen meiner alten Soldaten rauben wird. Noch verfähre ich über 30 000 Mann und in einigen Tagen kann ich sie auf 130 000 bringen.“

„Inwiefern sind denn die Verbündeten ihren Verpflichtungen nicht nachgekommen?“ wies Baron Keller ein.

„Man hat der Kaiserin verwehrt, mich bis zum Einschiffungsplatz St. Tropez zu begleiten.“

„Aber ich versichere Ihnen, daß die Kaiserin aus eigenem Entschluß von einer Begleitfahrer absteht.“

„Nun, dann werde ich meinen Zusagen treu bleiben. Wenn ich aber Veranlassung zu neuen Klagen finde, so werde ich mich aller Verpflichtungen ledig betrachten.“

Schon schlägt die Uhr die erste Stunde. Graf von Busch meldet im Auftrage des Großmarschalls, daß alles zur Abreise fertig sei. Barisch fährt der Kaiser den Adjutanten an.

„Kennt mich denn der Großmarschall nicht? Seit wann soll ich mich denn nach seiner Uhr richten? Ich reise ab, wenn es mir paßt. Vielleicht überhaupt nicht!“

Der Adjutant verläßt das Zimmer. Napoleon geht mit hastigen Schritten auf und ab und besagt sich über das Unrecht, das ihm sein Schwiegervater, der Kaiser von Oesterreich, angethan.

Der biete alles auf, ihn von seiner Gemahlin zu trennen. Ueberdies sei Oesterreich durch die Verbindung Preußens mit Rußland stark gefährdet. Auch den andern Begleitoffizieren sagt der Kaiser allerhand gallige Unliebendlichkeiten. Den preussischen Grafen Truchsch-Waldburg entläßt er mit der propheetischen Warnung:

„Ich hatte die Revolution niedergeworfen. Euer König, Stein und Hardenberg haben sie wieder aufgerichtet und gegen mich ins Feld geführt. Ihr meint, Ihr hättet die Völker gegen mich aufgeboten. Nein, gegen Euch werden sie sich erheben!“

Schließlich nach einer ausgedehnten Unterredung mit dem Obersten Campbell über ein etwaiges Unterkommen in England, falls die Elba-Infulaner ihn nicht wollten, gemahnt Baron Keller den Eisernen in dünglichem Tone an die festgesetzte Abfahrt.

Es ist schon Mittag, als der Kaiser in den Schloßhof, den späterhin „Cour des adieux“ benannten, hinabschreitet. Seine Gemahlin hat auf den Abschied verzichtet. Aber seine alte Garde, sie hat ihm die Treue bis zulezt gehalten.

An die 12 000 Grenadiere und Jäger der Garde stehen im Bivord aufmarschirt. Darunter noch viele weitergebildete, berittene Reiter, die schon unter dem Konig Bonaparte in Syrien und Aegypten mitgelämpft, die in den Feldzügen des Kaisers gegen Oesterreich, Preußen und Rußland unter ungeheuren Anstrengungen und Entbehrungen mitgekämpft und mitgelitten. Leicht flattern die goldgestickten und von Kugeln durchlöcherter Feldzeichen im Winde hin und her, als wollten auch sie dem scheidenden Imperator einen letzten Gruß zuwinken.

Ersten Blickes mustert Napoleon, in grüner Gardejägeruniform mit weißen Rabatten, im Vorbeischießen die Reihen seiner Tapferen und läßt sie dann zum Kreise näher zusammenschließen.

„Offiziere, Grenadiere und Jäger meiner Garde! Ich sage Euch Lebewohl. Zwanzig Jahre hindurch habe ich Euch zum Siege geführt, zwanzig Jahre lang habt Ihr mir treu und in Ehren gedient. Ich danke Euch dafür.“

Ich kannte nur ein Ziel, das war das Glück und der Ruhm Frankreichs. Die Zeiten sind inzwischen andere geworden — ganz Europa steht gegen mich in Waffen. Alle Fürsten, alle Mächte haben sich gegen mich verbündet. Ein großer Teil meines Reiches ist unseren Feinden preisgegeben, ein anderer Teil Frankreichs —

Hier überwältigt den harten Mann der tiefe seelische Schmerz. Er hält einige Augenblicke inne, dann fährt er mit bewegter Stimme fort:

„Da jetzt eine andere Ordnung der Dinge eingetreten ist, muß ich nachgeben.“

Mit Euch und den Tapferen, die mir ergeben blieben, hätte ich auch jetzt noch längere Zeit allen Anstrengungen meiner Gegner Trotz bieten können. Aber ich hätte dann in unserem geliebten Vaterlande einen unseligen Bürgerkrieg herausbeschworen.

Verlaßt Euer unglückliches Vaterland nicht! Seid Euren Vorgesetzten gehorsam, bleibt auf dem Wege der Ehre, den wir stets gewandelt sind!

Beruhigt Euch nicht über mein Mißgeschick. Bleiben mir doch die großen Erinnerungen der Vergangenheit. Ich werde meine Zeit dem edlen Zwecke widmen, die Geschichte unser Feldzüge zu schreiben.

Offiziere und Soldaten, die Ihr mir bis zum letzten Augenblick treu geblieben seid, ich danke Euch dafür, ich bin mit Euch zufrieden.

Ich kann Euch nicht alle umarmen, aber ich werde Euren General umarmen. Adieu, meine Kinder, adieu, meine Freunde! Bewahrt mir Euer Andenken! Ich werde glücklich sein, wenn ich weiß, daß Ihr es seid!“

Mit den Worten „Kommen Sie, General!“ winkt er dem General Petit heran und umarmt ihn lebhaft.

„Bringt mir den Adler, auch ihn will ich aus Ders drücken!“

Dreimal senkt der Fahnenträger das Banner, dreimal preßt der Kaiser das dreifarbene Band in heftigster Aufregung an die Lippen. Auf der Rückseite des Fahnenstücks standen die Namen: Austerlitz — Eilau — Schönau — Bagram — Moskowa — Berlin — Ulm — Jena — Friedland — Ebling — Smolensk — Wien — Madrid — Moskau.

Tränen aufrichtiger Ergreiftheit rollen manchem der ergrauten Helden in den Schnaubart. In stummer Trauer richten sich die umstorten Blide zum letzten Male (wie sie ja wähen mußten) auf den heiliggeliebten Imperator. Einige Personen des Gefolges bedecken die Hände des Kaisers mit Küßen und Tränen.

Der Kaiser blickt um sich, als vermisse er jemand. „Wo ist Rußan?“ Alles schweigt. Es ist der Kamelud. Wie zehn Jahre lang hat er wie ein treuer Hund vor der Schwelle des Zimmers und vor dem Zelte seines kaiserlichen Herrn Wache gehalten — nun ist auch er untreu geworden und davon gegangen.

Auch die fremden Offiziere haben sich bei dem erhebenden Ausritt der Führung nicht erwehren können. Dann rollt der Wagen heran, der Kaiser steigt ein, General Bertrand nimmt neben ihm Platz. Die Pferde ziehen an. Ein vieltausendstimmiges „Vive l'Empereur!“ der Garde und der Bevölkerung ruft dem Gefürzten den letzten Scheidegruß seiner Getreuesten zu. Und bis zum nächsten Aufenthaltsort gibt ihm eine Kompanie Gardegrenadiere zu Pferde das Ehrengeleit. Wer hätte wohl damals bei der Abfahrt in die Verbannung gedacht, daß der Gewaltige nach den „dreihundert Tagen von Elba“ denselben Weg in entgegengesetzter Richtung nehmen würde!

Kehren die Zugvögel zur alten Heimat zurück?

„Amstel, Drossel, Fink und Star“ und viele andere Zugvögel, die das Lied nicht ansührt, sind längst wieder da, und tagtäglich kehren weitere zur alten Heimat zurück. Zur alten Heimat? Ist das auch richtig? Bis vor wenigen Jahren noch hat man hierüber nichts bestimmtes sagen können, denn dem Menschen erscheint eine Schwalbe wie die andere, ein Storch wie der andere. Aber seitdem man Vögel beringt, um die Zugstraßen festzulegen und Wintere

quartiere und Brutstätten festzustellen, kann man auch die Frage beantworten, ob unsere Zugvögel zur alten Heimat zurückkehren. Aus einer außerordentlich interessanten Vesperrede über die jüngsten Ergebnisse des Ringversuchs, die Dr. Friedrich Anauer in der „Naturwissenschaftlichen Wochenschrift“ veröffentlicht, erfährt man, daß für eine ganze Reihe von Vögeln die Rückkehr zur alten Heimat nachgewiesen ist. So hat die ornithologische Zentrale in Budapest erfolgreiche Ringversuche mit Starren gemacht. Im Jahre 1913 erhielt sie sieben Rückmeldungen über Stare, die als Nestlinge in Tarnaria beringt worden waren. Einige der ungarischen Stare wurden in Tarnis von Eingeborenen erlegt, andere in Italien aufgefunden und so scheint festzustellen, daß der Zug der Tarnaria nach Italien geht und im tunesischen Winterquartiere endet. Weiter hat sich ergeben, daß Angehörige dreier verschiedener Jahrgänge dasselbe Winterquartier aufgesucht haben, daß die Jungen mit den Eltern zusammenblieben und mit ihnen an den Geburtsort zurückkehrten. Zum ersten Male ist jetzt auch nachgewiesen, daß der Hansrotschwanz an die alte Brutstätte zurückkehrt. In Obererdorf (Oberschlesien) ist am 11. Juni des vergangenen Jahres ein Hansrotschwanz an der gleichen Stelle nistend vorgefunden worden, wo er ein Jahr vorher mit einem Ring bezeichnet worden war. Für die Nacht und Rehschwärze haben die Ringversuche das gleiche Ergebnis gezeigt. In Wiesbaden wurde am 16. Juni 1908 ein Rauchschnalbenpärchen beringt. Am 4. August 1911 fand sich eine der beringten Schnalben im gleichen Neste, allerdings hatte sie einen anderen Ehegatten, der nun gleichfalls beringt wurde. Dieses Tier wurde am 23. Juni 1912 im selben Neste vorgefunden, die erwähnte Schnalbe hat 1913 ihr altes Nest wieder aufgesucht, ihr beringter Ehegatte aber konnte nicht eingefangen werden. Ein anderes Rauchschnalbenpärchen hat, wie der Ringversuch bewiesen hat, zwei Jahre hintereinander dasselbe Nest inne gehabt und es ist festgestellt, daß Schnalben sechs oder vier Jahre ihrem Neste treu geblieben sind. Bei den Ringversuchen an weißen Störchen hat die Vogelwarte Rossitten neuerdings schöne Erfolge gehabt. Im Jahre 1912 sind 16 Rückmeldungen von beringten Störchen eingelaufen und diese zeigen, daß die norddeutschen Störche von ihren südlichen Winterquartieren in ihr engeres Heimatgebiet und oft in die unmittelbare Nähe ihres heimatlichen Nestes zurückkehren, und zwar schon im ersten Jahre. Am 27. Juni 1913 ist es auch zum ersten Male (in Seligenfeld bei Königsberg) gelungen, einen beringten Storch am Horste wieder zu erbeuten. Es konnte festgestellt werden, daß der Storch genau 5 Jahre vorher etwa 7,5 Kilometer von der Stelle, wo man ihn erbeutete, beringt worden war. Für Rehbühner hat Baron Harold London in der Nähe von Wolmar nachgewiesen, daß diese Vögel in ihre Heimat zurückkehren: ein Huhn, das in frühestem Jugend beringt worden war, wurde 2 Jahre 20 Tage später 20 Kilometer nordwestlich von der Beringungsstelle erbeutet. Für den Purpurreiher und den Nachtreiher haben die Versuche der ungarischen Vogelwarte bewiesen, daß diese Vögel ebenfalls in ihre Brutkolonien zurückkehren.

Vermischtes.

*** Teppiche in der Wohnung.** Die Teppiche gehören zu jenen Einzelheiten einer behaglichen Wohnzimmern, die von dem Begriffe „Behaglichkeit“ untrennbar sind. Spiegelt der Fußboden auch noch so sehr in unübersehbarem Glanze, er erweckt eher dadurch ein gewisses Mißbehagen, denn man fürchtet sich, den Fuß darauf zu stellen und Schmutzflecke zu hinterlassen, während man auf den Teppich ganz wohlgenut hinstellt. Während es nun früher den Stolz einer jeglichen Hausfrau bildete, wenn sie einen großen Teppich, der beinahe das ganze Zimmer bedeckte, ihr eigen nannte, hat Frau Mode nunmehr gefunden, daß sich diese Geizhalsigkeit zu ändern habe. Vier, fünf, sechs kleinere Teppiche, welche deshalb aber, weil sie kleiner an Umfang sind, nicht weniger kostbar sind, werden in einem Zimmer verwendet. Ein kleiner Teppich kommt unter den Tisch, ein kleiner vor den Schreibtisch, ein kleiner vor und einer am Divan, wozumöglich werden einige über die Wände gespannt; so werden die Teppiche jetzt verwendet. Allen voran an Beliebtheit und modernem Geschmack gehen selbstredend die Perserteppiche. Aber auch die verschiedenen Heimindustrien bringen schöne Sachen unter das laufende Publikum. Da ist zum Beispiel die Bukowinaer Volkspantomime, die geradezu herrliche, sehr gezeichnete Muster in ihre Teppiche webt. Die kalzische Teppichherzeugung steht ihr nicht nach. Wunder schöne Entwürfe fördert auch die ungarische Hausindustrie zutage, nicht zu sprechen von den böhmisch-herzegowinischen Erzeugnissen. In allem aber darf man nur seinen Geschmack entscheiden lassen, was man eigentlich nimmt. Das hängt in erster Linie von der Umgebung ab und der Geschmack der Hausfrau steht hier vor einer sehr schweren Aufgabe. Ein Teppich, der nicht in seine Umgebung paßt, kann die ganze Gemütlichkeit vertreiben.

*** Riesenkinder.** Mütter erzählen oft voll Stolz von den Reim- und Zehnpfund-Babys, die sie zur Welt gebracht haben. In solche Neugeborenen aber darf man berechnete Zweifel setzen, wenn man die Forschungen über das Höchstgewicht bei Neugeborenen berücksichtigt, die Dr. Lejbowitsch in einem Aufsatz der „Anschauung“ niedergelegt. Der „Riesenkinder“, die schon bei der Geburt ungewöhn-

lich entwickelt sind, gibt es viel weniger, als man gemeinhin annimmt. Genaue statistische Untersuchungen zeigen, daß ein novina es Neugeborene durchschnittlich 3200 Gramm wiegt und eine Länge von 50 Zentimetern hat. Da die Länge stets ziemlich gleich ist, so kommt es bei der Feststellung von „Riesenkindern“ nur auf das Gewicht an, das bei den einzelnen Babys sehr verschieden ist und zwischen 2000 und 4000 Gramm schwankt. Der Verfasser unterscheidet nun bei den ungewöhnlich schweren Neugeborenen zwei Gruppen abnorm große Kinder, die über 4400 Gramm wiegen, und die eigentlichen Riesenkinder, die über 5000 Gramm wiegen. Die Zahl solcher ungewöhnlich entwickelten Kinder belief sich bei 15 000 Geburten, bei denen das Gewicht genau kontrolliert wurde, auf nur 90, und darunter befanden sich nur 5 eigentliche Riesenkinder. Auf 2500 Geburten kam also immer nur ein Zehnpfund-Kind.

*** Billige Romreise.** „Wie haben Sie nur Rom in zwei Tagen sehen können?“ — „Ganz gut! Meine Frau ging in die Kaufäden, meine Tochter in die Museen, und ich machte die Tour durch die Restaurants. Am Abend haben wir dann unsere Beobachtungen ausgetauscht.“

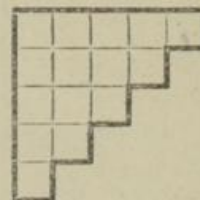
*** Der Fortschritt der Wissenschaft.** Arzt: „Wie? Sie leiden an Schlaflosigkeit? Essen Sie etwas, bevor Sie zu Bett gehen!“ — Patient: „Aber, Herr Doktor, Sie haben mir doch früher gesagt, ich sollte vorm Zubettgehen ja nichts essen!“ — Arzt (würdevoll): „Kann sein. Das war im vorigen Januar. Seitdem hat aber die Wissenschaft außerordentliche Fortschritte gemacht!“

*** Sein Geschenk.** „Was hat Ihre Frau nur für blaue Augen,“ sagte der Freund bewundernd. „Ja,“ sagte der Mann, dessen Gedanken gerade mit etwas anderem beschäftigt waren, „die hat sie von mir!“

Sprache des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins.

*** Der Rhein, ein deutscher Strom!** Ganz Deutschland singt: „Du Rhein bleibst deutsch wie meine Brust“, und Köln, die größte Stadt an diesem schönsten Strom, fühlt sich mit Stolz als Hüterin des Deutschtums. Mit Unwillen nahm man deshalb schon seit Jahren wahr, daß ausländische Namen auf den Schildern der bedeutendsten Gasthäuser in Köln immer mehr zunehmen und wie zum Widerpruch gegen diese Mode sollte dort das größte Café, das in diesen Wochen erbaut worden ist, einen deutschen Namen erhalten, zumal ein fremdländischer mit der Umgehung, dem Dom, dem Rathaus und dem Rhein, sich durchaus nicht verträgt. Daß auf einen Wettbewerb für ein „deutsches“ Wort zur Bezeichnung des neuen Hauses 433 Vorschläge eingingen, und daß aus dieser Menge der Name „Roland“ gewählt wurde, war eine herzerfreuende Kundgebung der deutschen Denkart der Stadt. Aber mit der vorzüglichen Wahl hatte man kein Glück. Nach acht Tagen schon hieß das Haus „Zum Han“ und nach kurzer Zeit „Café Piccadilly“. Der neue Wirt wollte es so. Er läßt es weiter an dem Hause gleichen, dieses französisch-englische Wortgemisch, obgleich ganz Köln darüber entsetzt ist. Daß der deutsche Held Roland dem englischen Schneider Piccadilly den Platz räumen muß, läßt die Fornesader jedem schwellen, der noch einen Funken deutschen Gefühl hat. Aber in Deutschland kann jeder Wirt seinem Gasthause einen Namen geben, wie er will, da ein Verbot unstatthafter Namen für die Firmenregister nicht so wie für die Taufregister besteht. Wir wollen nicht viel darüber reden, um den Wirt nicht noch bekannt zu machen, sondern wir wollen nur wünschen, daß gleich wie in Köln so auch in anderen Städten die einmütige Entrüstung über ähnliche Verletzung des deutschen Empfindens nicht zurückhalten möchte. Und wir laden alle, die dies lesen, zum Eintritt in den Deutschen Sprachverein ein — wenn sie noch nicht Mitglieder sind —, weil nur seine Bestrebungen gegen solchen Götzendienst vor dem Nüstern helfen können. (Leich Köln).

Magisches Dreieck.



In die Felder nebenstehender Figur sind die Buchstaben a, b, b, c, c, c, r, r, r, s, s, t, t, s berart einzutragen, daß die einander entsprechenden wägerechten und senkrechten Reihen gleichlautend folgendes bedeuten:

1. Deutschen Romanschristlicher.
2. Französischen Seehelden.
3. Geschenk der Erde.
4. Teil von Vortagel.
5. Einen Buchstaben.

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Diamant-Rätsels in voriger Nummer:

M
S i d
A r n i m
M ü n c h e n
B o h n e
F e z
n